

**HEYNE <**

## DAS BUCH

Vor zwanzig Jahren hatte Rusty Sabich eine Affäre mit einer Kollegin, bevor diese brutal ermordet wurde. Sein Widersacher in der Staatsanwaltschaft von Kindle County, Tommy Molto, hatte unnachgiebig versucht, Rustys Schuld zu beweisen, seine Karriere zu ruinieren und sein Leben zu zerstören. Jetzt findet sich Rusty wieder an der Seite einer toten Frau. Diesmal will Tommy Molto zu Ende bringen, was er begonnen hat.

Treue und Verrat, Schuld und Vergebung, die Dämonen des Egos, der Schwäche, der Verlockung im Ringen mit hohen Idealen in einer ungerechten Welt: Wie kein anderer versteht sich Scott Turow darauf, ein spannendes Gerichtsverfahren zu inszenieren, in dem er seine Figuren an den Rand ihres seelischen Abgrunds treten lässt.

## DER AUTOR

Scott Turow ist Schriftsteller und Anwalt. Er schrieb acht Romane, darunter sein Debüt »Aus Mangel an Beweisen« (1987) und sein letztes Buch »Der Befehl« (2005). Er verfasste zwei Sachbücher – »One L«, über seine Erfahrungen als Jurastudent, und »Ultimate Punishment«, eine Betrachtung der Todesstrafe. Er saß in zahlreichen Gremien – darunter die *Illinois Commission on Capital Punishment*, die Reformen für die Todesstrafe in Illinois anregte. Derzeit ist er u. a. Vorsitzender der Authors Guild. Turow lebt bei Chicago.

## LIEFERBARE TITEL

Der Befehl – Die Bürde der Wahrheit – Aus Mangel an Beweisen – So wahr mir Geld helfe – Befangen

SCOTT TUROW

# Der letzte Beweis

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe INNOCENT  
erschien bei Grand Central Publishing, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2012  
Copyright © 2008, 2009 der Originalausgabe by Scott Turow  
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Karl Blessing Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2012  
Umschlaggestaltung und Motiv: © Hauptmann & Kompanie  
Werbeagentur, Zürich  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung:  
ISBN: 978-3-453-43649-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## PROLOG

*Nat, 30. September 2008*

Ein Mann sitzt auf einem Bett. Er ist mein Vater.

Die Leiche einer Frau liegt unter der Decke. Sie war meine Mutter.

Eigentlich beginnt die Geschichte nicht an diesem Punkt. Und sie endet auch nicht dort. Aber es ist der Moment, zu dem ich immer in Gedanken zurückkehre; der mir die beiden vor Augen führt.

Nach dem, was mein Vater mir bald erzählen wird, war er fast dreiundzwanzig Stunden in dem Zimmer, nur unterbrochen von dem gelegentlichen Gang zur Toilette. Gestern erwachte er um halb sieben, wie meistens in der Woche, und sah, als er die Füße in die Pantoffeln schob und über die Schulter einen Blick auf meine Mutter warf, sofort die Veränderungen, die der Tod bringt. Er rüttelte sie an der Schulter, berührte ihre Lippen. Er drückte ihr ein paarmal mit dem Handballen aufs Brustbein, aber ihre Haut war kalt wie Lehm. Ihre Gliedmaßen bewegten sich alle in einem Stück wie bei einer Kleiderpuppe.

Er wird mir erzählen, dass er sich dann ihr gegenüber in einen Sessel setzte. Er weinte nicht. Er dachte nach, wird er sagen. Er weiß nicht, wie lange er so dasaß, nur dass die Sonne sich einmal quer durch den Raum bewegt hatte, als er endlich aufstand und anfang, wie besessen aufzuräumen.

Er wird sagen, dass er die drei oder vier Bücher, die sie stets gleichzeitig las, zurück ins Regal stellte. Er hängte die Kleidungsstücke auf, die sie immer gern auf dem Stuhl vor ihrem Frisierspiegel aufhäufte, und machte dann das Bett um sie herum, zog Laken und Federbett glatt und breitete die Tagesdecke ordentlich darüber, ehe er ihre Hände wie die einer Puppe auf die Satinfläche der Decke legte. Er entfernte zwei von den Blumen, die in der Vase auf ihrem Nachttisch verwelkt waren, und richtete die Papiere und Zeitschriften auf ihrem Schreibtisch gerade.

Er wird mir erzählen, dass er niemanden anrief, nicht mal den Notarzt, weil er sich ganz sicher war, dass sie tot war, und nur eine einzeilige E-Mail an seine Assistentin schickte, um Bescheid zu geben, dass er nicht zur Arbeit kommen würde. Er ließ das Telefon mehrfach klingeln, ohne ranzugehen. Fast ein ganzer Tag wird vergangen sein, ehe ihm klar wird, dass er mich verständigen muss.

Aber wie kann sie denn tot sein?, werde ich fragen. Gestern Abend, als wir zusammen waren, ging es ihr gut. Nach einem lastenden Moment werde ich zu meinem Vater sagen, Sie hat sich nicht umgebracht.

Nein, wird er sofort bestätigen.

In so einer Gemütslage war sie nicht.

Es war ihr Herz, wird er dann sagen. Es muss ihr Herz gewesen sein. Und ihr Blutdruck. Dein Großvater ist auch so gestorben.

Wirst du die Polizei verständigen?

Die Polizei, wird er nach einem langen Moment sagen. Wieso soll ich die Polizei verständigen?

Na, Herrgott, Dad. Du bist Richter. Macht man das nicht, wenn jemand so plötzlich stirbt? Inzwischen weinte ich. Ich wusste nicht, wann ich damit angefangen hatte.

Ich wollte schon einen Bestatter anrufen, wird er sagen, aber dann hab ich mir gedacht, du willst sie vorher vielleicht sehen.

Ja, Scheiße, ja, und ob ich sie sehen will.

Das Bestattungsunternehmen wird uns raten, unseren Hausarzt einzuschalten, und der wiederum wird den Rechtsmediziner anrufen, der zunächst die Polizei schickt. Es wird ein langer Vormittag werden, und dann ein noch längerer Nachmittag, mit Dutzenden von Leuten, die im Haus ein und aus gehen. Der Rechtsmediziner wird erst nach fast sechs Stunden eintreffen. Er wird nur eine Minute allein bei der Leiche meiner Mutter sein, ehe er meinen Dad um die Erlaubnis bittet, ein Verzeichnis sämtlicher Medikamente erstellen zu lassen, die sie einnahm. Eine Stunde später werde ich am Badezimmer meiner Eltern vorbeikommen und einen Polizisten fassungslos vor dem offenen Arzneischränk stehen sehen, mit Block und Stift in der Hand.

Meine Güte, wird er sagen.

Bipolare Störung, werde ich ihm erklären, als er mich bemerkt. Sie musste jede Menge Tabletten nehmen. Letzten Endes wird er einfach die Fächer ausleeren und mit einem Müllbeutel voller Pillenfläschchen gehen.

Derweil wird immer mal wieder ein anderer Polizist eintreffen und meinen Vater fragen, was passiert ist. Er erzählt die Geschichte wieder und wieder und immer haargenau gleich.

Worüber hatten Sie denn die ganze Zeit nachzudenken?, wird ein Cop wissen wollen.

Mein Dad kann mit seinen blauen Augen sehr eindringlich blicken, etwas, das er vermutlich von seinem eigenen Vater gelernt hat, den er verabscheute.

Officer, sind Sie verheiratet?

Das bin ich, Euer Ehren.

Dann wissen Sie, worüber ich nachzudenken hatte. Über das Leben, wird er antworten. Die Ehe. Meine Frau.

Die Polizei wird ihn das Ganze drei- oder viermal schildern lassen – wie er dagesessen hatte und warum. Seine Darstellung wird immer gleich bleiben. Er wird jede Frage auf seine übliche beherrschte Art beantworten, der behäbige Mann des Gesetzes, der das Leben betrachtet, als wäre es ein endloses Meer.

Er wird ihnen sagen, welche Gegenstände er wohin bewegt hat.

Er wird ihnen sagen, wo er jede einzelne Stunde verbracht hat.

Aber er wird niemandem etwas von der jungen Frau sagen.



# TEIL EINS



# I.

## KAPITEL I

*Rusty, 19. März 2007, achtzehn Monate zuvor*

**I**ch schlage mit meinem Hammer auf das Walnussholz der Richterbank, die sich über das Podium der Anwälte erhebt, und rufe den letzten Fall an diesem Vormittag auf.

»*Das Volk gegen John Harnason*«, sage ich. »Fünfzehn Minuten je Partei.«

Die Zuhörerschaft in dem würdevollen Saal des Berufungsgerichts mit seinen oxsenblutroten Säulen, die zwei Stockwerke hoch zu einer vergoldeten Rokocodecke aufragen, beschränkt sich auf Molly Singh, die Gerichtsreporterin der *Tribune*, und einige junge Staatsanwälte, die gekommen sind, weil der schwierige Fall sie interessiert und weil ihr Chef, der kommissarische Oberstaatsanwalt Tommy Molto, einen seiner seltenen Auftritte haben wird. Molto, ein verwüstet aussehender Haudegen, wartet an einem der glänzenden Walnusstische vor der Richterbank, bis er an der Reihe ist. Auf der anderen Seite wartet der Angeklagte John Harnason, der wegen des Giftmordes an seinem Mitbewohner und Liebhaber verurteilt wurde, darauf, dass über sein Schicksal verhan-

delt wird, während sein Anwalt, Mel Tooley, auf das Podium zuschreitet. An der gegenüberliegenden Wand sitzen einige Referendare, die sich ebenfalls die Verhandlung anhören wollen. Unter ihnen ist Anna Vostic, meine Referendarin, die am Freitag ihren letzten Arbeitstag bei mir hat. Auf mein Nicken hin wird Anna die kleinen Lämpchen oben am Pult einschalten, rot, gelb und grün, die dasselbe bedeuten wie im Straßenverkehr.

»Hohes Gericht«, beginnt Mel – die altehrwürdige Anrede, mit denen Anwälte Richter am Berufungsgericht begrüßen. Mel, der mittlerweile mindestens dreißig Kilo Übergewicht hat, trägt unbeirrt weiter auffällige Nadelstreifenanzüge, die so eng sitzen wie eine Wurstpelle – schon bei dem Anblick kann einem schwindelig werden –, und dasselbe scheußliche Toupet, das aussieht, als hätte er einem Pudel das Fell abgezogen. Er beginnt mit einem öligen Grinsen, als wären er und ich und die beiden anderen Richter des dreiköpfigen Gremiums, das über die Berufung zu entscheiden hat, Marvinna Hamlin und George Mason, die dicksten Freunde. Ich hatte noch nie eine gute Meinung von Mel, dieser fetten Natter im Schlangennest der Strafverteidigerkammer.

»Vorab«, sagt Mel, »möchte ich Chefrichter Sabich ganz herzlich zu seinem runden Geburtstag gratulieren.« Ich bin heute sechzig geworden, ein Anlass, dem ich ausgesprochen freudlos entgegengesehen habe. Mel hat diese kleine Info zweifellos aus der Klatschspalte auf Seite zwei der heutigen *Tribune*, dem täglichen Trommelwirbel aus Anspielungen und Indiskretionen. Die Kolumne endet stets mit Geburtstagsglückwünschen an eine kunterbunte Mischung von Promis und Lokalhonoratioren, zu der ich mich heute Morgen auch zählen durfte. **»Rusty Sabich, leitender Richter am Berufungsgericht des dritten Bezirks und Kandidat für das**

**Oberste Bundesstaatsgericht, 60.**« Das fett gedruckt zu sehen war wie ein Schlag ins Gesicht.

»Ich hatte gehofft, es merkt keiner, Mr Tooley«, sage ich. Alle im Saal lachen. Ich habe schon vor langer Zeit festgestellt, dass du als Richter selbst mit dem lahmsten Scherz schallendes Gelächter erntest. Ich bedeute Tooley mit einem Wink, fortzufahren.

Einfach ausgedrückt, besteht die Arbeit am Berufungsgericht darin, sicherzustellen, dass die Person, die Berufung beantragt, am Kammergericht einen fairen Prozess bekommen hat. Unsere Prozessliste spiegelt die amerikanische Spielart der Gerechtigkeit wider und ist daher gleichmäßig aufgeteilt zwischen den Reichen, bei denen es normalerweise um teure Zivilsachen geht, und den Armen, die im Allgemeinen Berufung gegen Urteile in Strafrechtsprozessen einlegen und lange Haftstrafen zu fürchten haben. Da das Oberste Bundesstaatsgericht, das, wie ich vermute, meine nächste Station sein wird, nur sehr wenige Prozesse wieder aufrollt, spricht das Berufungsgericht in neun von zehn Fällen das letzte Wort.

Heute geht es um eine einfache Frage: Hat die Anklagevertretung hinreichend Beweise vorgelegt, um den Schuldspruch der Geschworenen im Mordprozess gegen Harnason zu rechtfertigen? Berufungsgerichte heben nur selten ein Urteil mit dieser Begründung auf. In der Regel gilt die Entscheidung der Geschworenen als unumstößlich, außer sie ist tatsächlich irrational. Aber dieser Fall war äußerst prekär. Ricardo Millan, Harnasons Mitbewohner und Geschäftspartner im gemeinsamen Pauschalreiseunternehmen, war mit neununddreißig Jahren an einer rätselhaften fortschreitenden Krankheit verstorben. Der Gerichtsmediziner vermutete eine nicht diagnostizierte Darminfektion oder einen Parasiten. Und bei diesem Stand der Dinge wäre es ohne die Hartnäckigkeit von Ricar-

dos Mutter, die mehrfach aus Puerto Rico anreiste, wohl auch geblieben. Sie opferte ihre gesamten Ersparnisse, um einen Privatdetektiv und einen Toxikologen von der Uni zu engagieren, der die Polizei dazu überreden konnte, Ricardos Leiche zu exhumieren. Bei der Untersuchung von Haarproben wurde ein tödlicher Arsenwert festgestellt.

Vergiften ist eine hinterhältige Mordmethode. Kein Messer, keine Pistole. Kein nietzschescher Moment, in dem man dem Opfer entgegentritt und die elementare Erregung spürt, den eigenen Willen auszuüben. Vergiften erfordert weitaus mehr Arglist als Gewalt. Und es ist unschwer vorstellbar, dass Harnason einfach nur deshalb bei den Geschworenen keine Chance hatte, weil er äußerlich für die Rolle passt. Er kommt mir irgendwie bekannt vor, aber das liegt bestimmt daran, dass ich sein Foto in der Zeitung gesehen habe und ich mich an jemanden erinnern würde, der absichtlich so sonderbar auftritt. Er trägt einen kupferroten Anzug. An der Hand, mit der er sich emsig Notizen macht, krümmen sich die viel zu langen Fingernägel bereits nach unten wie bei einem chinesischen Kaiser, und seine Haare sind ein einziger Wust von unbändigen rotblonden Strähnen. Auch sein Gesicht wird von rötlichem Haar beherrscht. Die buschigen Augenbrauen erinnern an einen Biber, und ein fuchsiger Schnauzbart hängt ihm bis über den Mund. Mein ganzes Leben lang haben mich Menschen wie er in Erstaunen versetzt. Will er unbedingt auffallen, oder findet er uns Übrige einfach nur langweilig?

Mal abgesehen von seinem Aussehen sind die faktischen Beweise, dass Harnason Ricardo ermordet hat, dürftig. Nachbarn berichteten von einem nicht lange zurückliegenden Vorfall, bei dem ein betrunkenener Harnason auf der Straße mit einem Messer herumfuchtelte und Ricardo wüst beschimpfte,

weil der einen jüngeren Mann besucht hatte. Die Anklagevertretung hob zudem die Tatsache hervor, dass Harnason versucht hatte, die Exhumierung von Ricardos Leiche gerichtlich zu verhindern, und zwar mit der Begründung, Rickys Mutter sei eine Spinnerin, die ihn auf den Kosten für eine zweite Beerdigung sitzen lassen würde. Der wahrscheinlich einzige handfeste Beweis sind die mikroskopischen Spuren von arsenikhaltigem Ameisengift, die in dem Schuppen hinter dem Haus, das Harnason von seiner Mutter geerbt hatte, gesichert werden konnten. Da dieses spezielle Produkt seit mindestens zehn Jahren nicht mehr hergestellt wurde, führte die Verteidigung das Argument an, die winzigen Körnchen wären lediglich halb zersetzte Reste aus der Zeit der Mutter, wohingegen der wahre Täter sich eine garantiert tödlichere Form von Arsenik bei etlichen Anbietern im Internet hätte besorgen können. Obwohl Arsenik als klassisches Gift bekannt ist, sind derartige Todesfälle heutzutage eine Seltenheit, weshalb bei den routinemäßigen toxikologischen Untersuchungen im Rahmen von Obduktionen nicht auf Arsenik getestet wird, was der Grund dafür ist, dass die wahre Todesursache anfänglich nicht erkannt wurde.

Alles in allem ist die Beweislage so ausgewogen, dass ich als leitender Richter angeordnet habe, Harnason bis zur Entscheidung des Berufungsgerichts gegen Kautions auf freien Fuß zu setzen. So etwas geschieht nicht oft, nachdem ein Angeklagter schuldig gesprochen wurde, aber ich fand es Harnason gegenüber ungerecht, ihn in diesem strittigen Fall seine Haftstrafe antreten zu lassen, ehe wir ein Urteil gefällt hatten.

Diese meine Anordnung erklärt wiederum die heutige Anwesenheit von Oberstaatsanwalt Tommy Molto. Molto ist ein erfahrener Berufungsanwalt, doch als Leiter seiner Behörde hat er kaum noch Zeit, bei Verhandlungen aufzutreten. Er hat

sich dieses Falls persönlich angenommen, weil die Staatsanwaltschaft den Kautionsbeschluss offensichtlich als Hinweis darauf deutet, dass Harnasons Verurteilung wegen Mordes aufgehoben werden könnte. Mit seinem Erscheinen will Molto deutlich machen, wie sehr seine Behörde von ihren Beweisen überzeugt ist. Ich erfülle Tommy sozusagen seinen Wunsch, indem ich ihn eingehend befrage, kaum dass er ans Podium getreten ist.

»Mr Molto«, sage ich, »korrigieren Sie mich bitte, aber wenn ich das Prozessprotokoll richtig lese, ist nicht eindeutig erwiesen, woher Mr Harnason gewusst haben soll, dass Arsenik bei einer routinemäßigen toxikologischen Untersuchung nicht entdeckt werden würde und Mr Millans Tod somit als natürlicher Todesfall durchgehen könnte. Auf welche toxikologischen Substanzen im Rahmen einer Obduktion getestet wird, ist der Öffentlichkeit doch nicht bekannt, oder?«

»Es ist kein Staatsgeheimnis, Euer Ehren, aber nein, es wird auch nicht publik gemacht.«

»Und Geheimnis hin oder her, es gab keine Hinweise darauf, dass Harnason das wissen konnte, richtig?«

»Richtig, Euer Ehren«, sagt Molto.

Es ist eine von Tommys Stärken, dass er stets höflich und direkt ist, aber als Reaktion auf meine Fragen kann er nicht verhindern, dass ein altvertrauter düsterer Schatten des Unmuts sein Gesicht verdunkelt. Uns zwei verbindet eine komplizierte Geschichte. Molto war der Anklagevertreter in einem Fall vor einundzwanzig Jahren, der mein Leben noch immer so klar unterteilt wie der Mittelstreifen eine Fahrbahn – als ich wegen des Mordes an einer Staatsanwaltskollegin angeklagt und freigesprochen wurde.

»Und, Mr Molto, es ließ sich auch nicht mal eindeutig nachweisen, wie Mr Harnason Mr Millan vergiftet haben könnte,



oder? Sagten nicht etliche ihrer Freunde aus, dass Mr Millan bei den beiden fürs Kochen zuständig war?»

»Ja, aber Mr Harnason schenkte normalerweise die Getränke ein.«

»Aber der sachverständige Chemiker der Verteidigung hat doch ausgesagt, dass Arsenik zu bitter ist, um beispielsweise in einem Martincocktail oder einem Glas Wein geschmacklich überdeckt zu werden. Diese Aussage wurde von der Anklage nicht angefochten, oder?«

»Es wurden diesbezüglich keine Einwände erhoben, das ist richtig, Euer Ehren. Aber die beiden Männer haben meistens gemeinsam gegessen. Damit hatte Harnason zweifellos reichlich Gelegenheit, die Tat zu begehen, für die er schuldig gesprochen wurde.«

Bei uns im Gericht wird in letzter Zeit viel darüber geredet, wie verändert Tommy wirkt, nachdem er in fortgeschrittenem Alter zum ersten Mal geheiratet hat und durch einen Glücksfall nun eine Position bekleidet, nach der er förmlich gelehzt hat. Tommys Glückssträhne kann jedoch nichts daran ändern, dass er schon sein Leben lang zu den körperlich Benachteiligten zählt. Sein Gesicht sieht verbraucht aus, schon fast betagt. Das bisschen Haar, das er noch auf dem Kopf hat, ist völlig ergraut, und die Tränensäcke unter seinen Augen erinnern an benutzte Teebeutel. Dennoch, eine subtile Veränderung ist nicht zu leugnen. Tommy hat abgenommen und sich Anzüge zugelegt, die nicht mehr so aussehen, als hätte er darin geschlafen, und seine Miene wirkt jetzt oft friedlich, geradezu heiter. Aber nicht jetzt. Nicht bei mir. Trotz der vielen Jahre, die vergangen sind, betrachtet Tommy mich noch immer als einen dauerhaften Feind, und dem Blick nach zu urteilen, den er mir zuwirft, als er auf seinen Platz zurückkehrt, hat meine heutige Skepsis ihm eine weitere Bestätigung dafür geliefert.

Sobald die Verhandlung beendet ist, ziehen die beiden anderen Richter und ich uns allein in einen Konferenzraum gleich neben dem Gerichtssaal zurück, wo wir die Fälle von heute Morgen erörtern, eine Entscheidung fällen und festlegen werden, wer von uns dreien jeweils die Urteilsbegründung schreiben wird. Der Raum ist elegant und wirkt wie der Speisesaal in einem englischen Club, bis hin zu dem Kristallkronleuchter. Ein kolossaler Chippendale-Tisch ist von so vielen Ledersesseln mit hoher Rückenlehne umringt, dass bei den seltenen Gelegenheiten, wenn die gesamte Richterschaft über einen Fall zu beschließen hat, alle achtzehn Kolleginnen und Kollegen daran Platz nehmen können.

»Bestätigen«, sagt Marvina, als gäbe es da nichts zu diskutieren, als wir zum Fall Harnason kommen. Marvina ist die typische tough schwarze Lady, die allen Grund hat, so zu sein, wie sie ist. Sie ist im Getto aufgewachsen, bekam mit sechzehn einen Sohn und schaffte trotzdem die Schule, um nach einer Ausbildung zur Assistentin noch ein Jurastudium anzuhängen und Anwältin zu werden – noch dazu eine gute. Damals, als ich noch Prozessrichter war, hat sie zwei Fälle unter meinem Vorsitz verhandelt. Aber ich sitze seit nunmehr zehn Jahren mit Marvina auf der Richterbank und weiß, dass sie niemals ihre Meinung ändert. Das letzte Mal, dass sie die Worte aus dem Mund eines anderen Menschen für überlegenswert hielt, war, als ihre Mutter ihr in sehr jungen Jahren sagte, sie müsse auf sich selbst aufpassen. »Wer soll es denn sonst gewesen sein?«, fragt Marvina.

»Bringt Ihre Assistentin Ihnen den Kaffee, Marvina?«, frage ich.

»Den hol ich mir selbst, vielen Dank«, antwortet sie.

»Sie wissen, was ich meine. Welchen Beweis gibt es, dass es nicht jemand in seiner Firma war?«

»Die Ankläger müssen nicht jede unwahrscheinliche Möglichkeit in Erwägung ziehen«, entgegnet sie. »Und wir müssen das auch nicht.«

Sie hat damit natürlich recht, dennoch fühle ich mich durch diesen Wortwechsel bestärkt, und ich erkläre meinen Kollegen, dass ich dafür stimme, das Urteil aufzuheben. Also wenden wir beide uns George Mason zu, dem somit die Entscheidung über den Fall zufällt. George ist ein wohlherzogener Südstaatler aus Virginia mit einem weichen Tonfall, der bis heute seine Herkunft verrät, und mit genau der vollen weißen Haarpracht gesegnet, wie sie jeder Casting-Agentur für die Besetzung einer Richterrolle vorschweben würde. Er ist mein bester Freund am Gericht und wird mein Nachfolger als leitender Richter werden, falls ich wie erwartet im kommenden Februar die Vorwahlen und im November darauf die Stichwahl gewinne und ans Oberste Bundesstaatsgericht wechsele.

»Ich denke, das Urteil ist gerade noch vertretbar«, sagt er.

»George!«, protestiere ich. George Mason und ich sind uns als Anwälte gegenseitig an die Gurgel gegangen, seit er vor dreißig Jahren als frisch ernannter Pflichtverteidiger an dem Gericht auftauchte, wo ich leitender Staatsanwalt war. Die ersten Erfahrungen sind in der Juristerei ebenso prägend wie überall sonst, und George schlägt sich häufiger auf die Seite der Beschuldigten als ich. Aber das ist heute nicht der Grund.

»Ich gebe zu, es wäre auf nicht schuldig hinausgelaufen, wenn der Fall ohne Geschworene vor mir verhandelt worden wäre«, sagt er. »Aber jetzt sind wir in Berufung, und ich kann nicht einfach das Urteil der Geschworenen durch mein eigenes ersetzen.«

Dieser kleine Seitenhieb geht an mich. Ich würde es niemals laut aussprechen, aber ich spüre, dass Moltos Anwesenheit und die Bedeutung, die die Staatsanwaltschaft dem Fall

zumisst, bei meinen Kollegen den Ausschlag gegeben haben. Entscheidend ist, dass ich verloren habe. Auch das gehört dazu, die Strittigkeiten des Rechts zu akzeptieren. Ich bitte Marvinina, die Begründung für das Gericht aufzusetzen. Sie verabschiedet sich, noch immer ein wenig hitzig, und lässt George und mich allein.

»Heikler Fall«, sagt er. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz bei uns, dass Richter an einem Revisionsgericht ihre Meinungsverschiedenheiten im Besprechungsraum zurücklassen, ganz wie Eheleute, die nie zerstritten zu Bett gehen. Ich antworte mit einem Achselzucken, aber er merkt mir an, dass ich immer noch aufgewühlt bin. »Du könntest einen Widerspruch aufsetzen«, schlägt er vor, womit er meint, dass ich begründen sollte, warum die beiden anderen Richter sich meiner Auffassung nach irren. »Ich verspreche, ich seh mir die Sache noch mal ganz unvoreingenommen an, wenn alles schriftlich vorliegt.«

Ich widerspreche nur selten, weil es zu meinen Hauptaufgaben als leitender Richter gehört, für Einigkeit am Gericht zu sorgen, aber diesmal beschliesse ich, seinen Vorschlag anzunehmen, und gehe rüber in mein Büro, um mich zusammen mit meinen Referendaren an die Arbeit zu machen. Als leitender Richter steht mir eine Büroflucht von der Größe eines kleinen Hauses zur Verfügung. Von einem großen Vorraum, in dem meine Assistentin und meine Verwaltungskräfte arbeiten, gehen auf der einen Seite zwei kleinere Büros für meine Referendare ab und auf der anderen Seite mein eigenes geräumiges Arbeitszimmer, zehn mal zehn Meter groß und andert-halbgeschossig, mit einer alten, matt glänzenden Eichenholztäfelung, die eine dunkle burgähnliche Atmosphäre verströmt.

Als ich die Tür zu dem großen Raum öffne, erwartet mich eine Schar von etwa vierzig Leuten, die postwendend »Über-

raschung!« brüllen. Und ich bin wirklich überrascht, aber vor allem davon, wie morbide ich die Erinnerung an meinen Geburtstag finde. Dennoch gebe ich mich vergnügt, während ich jetzt durch den Raum gehe und Menschen begrüße, die mir durch ihre langjährige Gegenwart in meinem Leben in meiner jetzigen Stimmung ebenso unheilschwanger vorkommen wie Sprüche auf Grabsteinen.

Sowohl mein Sohn Nat, inzwischen achtundzwanzig, zu schlank, aber bestechend gut aussehend mit seinem pechschwarzen Wallehaar, und meine Frau Barbara, mit der ich seit sechsunddreißig Jahren verheiratet bin, sind gekommen, ebenso, bis auf zwei, alle anderen siebzehn Richter hier am Gericht. Auch George Mason ist jetzt eingetroffen und bringt eine Umarmung zustande, eine moderne Geste, die uns beiden nicht leichtfällt, während er mir im Namen all meiner Kollegen eine Geschenkschachtel überreicht.

Außerdem anwesend sind einige wichtige Leute aus der Gerichtsverwaltung sowie eine Reihe Freunde, die noch immer als Anwälte praktizieren. Mein ehemaliger Anwalt Sandy Stern, rundlich und robust, aber von einem Sommerhusten befallen, ist mit seiner Tochter und Kanzleipartnerin Marta da. Gleichfalls erschienen ist der Mann, der mich vor über fünfundzwanzig Jahren zu seinem Ersten Staatsanwalt machte, der ehemalige Oberstaatsanwalt Raymond Horgan. Ray verwandelte sich innerhalb eines Jahres vom Freund zum Feind und wieder zurück, als er in meinem Prozess gegen mich aussagte und sich dann, nach meinem Freispruch, dafür einsetzte, dass ich zum kommissarischen Oberstaatsanwalt ernannt wurde. Als Leiter meines Wahlkampfes um den Sitz am Obersten Gericht spielt Raymond jetzt wieder eine wichtige Rolle in meinem Leben. Er ist der Stratege und baggert die großen Firmen um Geld an. Die operativen Details überlässt

er zwei Alphaweibchen, einunddreißig und dreiunddreißig, die sich meiner Wahl so kompromisslos verschrieben haben wie Profikiller.

Die meisten Gäste sind oder waren Prozessanwälte, ein von Haus aus liebenswerter Menschenschlag, weshalb eine allgemein freundliche und heitere Stimmung herrscht. Nat wird im Juni das Juraexamen ablegen und nach der Prüfung vor der Anwaltskammer ein Referendariat am Obersten Gericht anfangen, wo auch ich einst Referendar war. Nat fühlt sich wie immer unwohl dabei, Konversation zu machen, und aus alter Gewohnheit gesellen Barbara und ich uns von Zeit zu Zeit zu ihm, um ihn zu schützen. Meine eigenen beiden Referendare, deren Arbeit vergleichbar ist mit der, die Nat erwartet, nämlich mir bei Recherchen und dem Abfassen von Urteilsbegründungen zu helfen, haben eine weniger ehrenhafte Aufgabe übernommen und fungieren als Kellner. Da Barbara außerhalb unseres Hauses stets unbehaglich zumute ist, vor allem bei größeren gesellschaftlichen Anlässen, übernimmt meine dienstälteste Referendarin Anna Vostic mehr oder weniger die Rolle der Gastgeberin, gießt eine Pfütze Champagner in die Plastikgläser, die prompt erhoben werden, um ein herzhaftes »Happy Birthday« anzustimmen. Alle jubeln, als sich herausstellt, dass ich immer noch genug Puste habe, um den kleinen Wald von Kerzen auf dem vierstöckigen Möhrenkuchen auszublasen, den Anna gebacken hat.

Auf der Einladung stand: Keine Geschenke, aber es gibt ein paar Scherzmitbringsel – George hat eine Geburtstagskarte aufgetrieben, auf der vorne draufsteht: »Glückwunsch, Mann, jetzt bist Du 60, und Du weißt, was das heißt.« Drinnen: »Keine Jeans mehr!« Darunter hat George mit der Hand geschrieben: »PS: Jetzt weißt Du auch, warum Richter Roben tragen.« In dem Karton, den er mir überreicht hat, ist ein

neuer totenschwarzer Talar mit geflochtenen Goldepauletten wie für einen Tambourmajor. Die Karnevalsrobe für den Chef löst lautes Gelächter aus, als ich sie den Gästen zeige.

Nach weiteren zehn Minuten mit angeregtem Geplauder verabschieden sich die ersten Gäste.

»Neuigkeiten«, sagt Ray Horgan mit elfengleich zarter Stimme, als er sich auf dem Weg nach draußen an mir vorbeischiebt. Ein Grinsen zieht Runzeln durch sein breites rosa Gesicht, aber parteiische Gespräche über meine Kandidatur sind während der Dienstzeit verboten, und als leitender Richter spüre ich stets die Verantwortung, Vorbild zu sein. Stattdessen willige ich ein, in einer halben Stunde in sein Büro zu kommen.

Nachdem alle anderen gegangen sind, sammeln Nat und Barbara und ich und meine Mitarbeiter die übrig gebliebenen Pappeller und Plastikgläser ein. Ich bedanke mich bei allen.

»Anna hat das großartig gemacht«, sagt Barbara, und dann hat meine sonst so gehemmte Frau einen ihrer Anfälle von Freimut, die, wie sie wohl nie begreifen wird, einfach überflüssig sind: »Die ganze Party war ihre Idee.« Barbara hat meine dienstälteste Referendarin ganz besonders ins Herz geschlossen und schon oft ihr Bedauern darüber geäußert, dass Anna ein kleines bisschen zu alt für Nat ist, der sich kürzlich von seiner langjährigen Freundin getrennt hat. Ich äußere mich lobend über Annas Backkünste, die am gesamten Berufungsgericht berühmt sind. Ermutigt durch die Anwesenheit meiner Familie, die ihre Geste harmlos wirken lassen muss, tritt Anna auf mich zu und umarmt mich, während ich ihr kameradschaftlich den Rücken tätschele.

»Herzlichen Glückwunsch, Euer Ehren. Sie sind toll!« Und schon ist sie wieder weg, während ich krampfhaft versuche, das erstaunliche Gefühl von Anna zu vergessen, wie sie sich



Scott Turow

## **Der letzte Beweis**

Thriller

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-43649-7

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2012

Wem kannst du trauen? Wer wird dir glauben? Was gilt ein Beweis?

Ein Mann sitzt stundenlang am Ende eines Bettes, in dem eine tote Frau liegt. Seine Frau. Erst am nächsten Morgen ruft er die Polizei. Er – Kandidat für einen Sitz am obersten Gerichtshof – wird des Mordes angeklagt werden. Alles wird gegen ihn sprechen. Er wird beweisen müssen, dass er unschuldig ist. – Mit „Der letzte Beweis“ legt Turow wieder einen klassischen großen Justizthriller vor und übertrifft sich selbst als Meister des Genres, das er mit „Aus Mangel an Beweisen“ begründete.



[Der Titel im Katalog](#)